

Forster, Edgar/Kuster, Friederike/Rendtorff, Barbara/Speck, Sarah  
(2020): **Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen.**  
Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich. ISBN: 978-3-8474-2296-9.

*Bettina Kleiner*

„Lust auf Geschlechtertheorie“ lautete der Titel der Tagung, auf die der Band *Geschlecht-er denken* zurückgeht. Er versammelt vier Essays und richtet sich an Studierende, Wissenschaftler\*innen, Feminist\*innen und allies (Forster et al. 2020: 13). Mit verschiedenen theoretischen und disziplinären Zugängen widmen sich die Autor\*innen Fragen des Geschlechts und der Beharrung, Veränderung und Transformation der Geschlechterordnung.

Fundiert werden die Beiträge durch den Essay „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten *oder* Wir können das, was wir unterschätzen, nicht wirksam zerlegen“ von Friederike Kuster. Den Ausgangspunkt bildet die Kritik an einer Geschichtsvergessenheit der „Genderforschung“: Die Genderforschung habe die historische Perspektive verloren, präsentiere sich im präsentischen Modus und widme sich vorrangig einer Geschlechterrealität, in der jeder und jede insofern in seinem selbstskribierten Geschlecht gleich sei, als dieses bloß ein Resultat vielgestaltiger sozialer Praxen darstelle (vgl. 15). Kuster greift dagegen Freuds Motto in Form einer historisierenden Perspektive auf und erklärt Gestalt und Funktion der herrschaftsförmigen Geschlechterordnung mithilfe einer Untersuchung des Gesellschaftsvertrags und des ihn flankierenden Geschlechter- bzw. Ehevertrags; letzterer habe den vollständigen Verzicht auf bürgerliche Rechte seitens der Frauen festgeschrieben (vgl. 20). Eine entscheidende Verschiebung liege deshalb in einem neuen *Gesellschaftsvertrag*, in dem Frauen gleichberechtigte Vertragspartner\*innen sein müssten. Im Feld von Care macht Kuster aktuelle *Veränderungen* fest, denn die Neuorganisation häuslicher Dienste als marktförmige Dienstleistungen beinhalte ein Ende der persönlichen Dienstbarkeit der Frauen „aus Liebe“; jedoch werde Care damit bloß entlang sozialer Ungleichheitslagen *verschoben und delegiert* (vgl. 34). *Transformationen* der Geschlechterordnung zeigten sich hingegen an der (Neu-)Ordnung der Verwandtschaft durch Reproduktionstechnologien. Diese hätten ermöglicht, dass sich Sexualität vom Ehe-, Familien- und Fortpflanzungsprimat unabhängig macht, Geschlechtergrenzen fließend würden und Vater- und Mutterschaft sich diversifizierten (vgl. 38). Die neuen Verwandtschaftspraxen motivierten zu einer Abkehr von psychoanalytischen Theorien, die mit Vater und Mutter als struktural-symbolischen Positionen arbeiten, weil sie die Funktion des Dritten als Garant für Prozesse innerer Differenzierung konstitutiv an eine entspreche äußere Konstellation knüpfen (vgl. 43).

Sarah Specks Beitrag „Paradoxe Modernisierung – Warum Gleichheit zu Ungleichheit wird“ untersucht auf der Grundlage von zwei empirischen Studien das Spannungsverhältnis, das in der Persistenz von Geschlechterarrangements in alltäglichen Handlungszusammenhängen bei gleichzeitiger Betonung von Gleichberechtigung liegt. Nicht *trotz* Gleichberechtigung(svorstellungen) existierten Ungleichheitsmuster in Geschlechterarrangements heterosexueller Paare und ihrer Kinder, sondern es sei die normative Orientierung an Gleichheit selbst, die eine fortbestehende Ungleichheit zwischen den Geschlechtern begründe (vgl. 57). Anhand von zwei Studien werden „normative Paradoxien im Gegenwartskapitalismus“ (59) aufgezeigt. Spezifische Ausdeutungen von Gleichheit und Gleichberechtigung verhinderten gerade die Reflexion von vergeschlechtlichten Ungleichheiten und Differenzierungen und trügen folglich zu einer Stabilisierung von hierarchischen Geschlechterverhältnissen bei (vgl. 78f.). Die Wirkung der auf Gleichberechtigung zielenden Absicht verkehre sich so in ihr Gegenteil (vgl. 59).

Edgar Forsters Beitrag „Männlichkeit und soziale Reproduktion. Zur Geschichtlichkeit der *Critical Studies on Men and Masculinities*“ knüpft an der Rolle von Männerrechtsbewegungen in antifeministischen Kämpfen an. In US-amerikanischen Online-Foren begriffen Männergruppen ihre *weiße* männliche Identität als politische Strategie (vgl. 95). Forsters zentrale These ist, dass eine Untersuchung aktueller „Geschlechterkämpfe in politischen Kategorien aufschlussreicher ist als Interpretationen von männlicher Identität und Krise“ (103). Angeregt durch die „Poetik des Wissens“ von Jacques Rancière skizziert er ein Forschungsprogramm, das auf Geschlecht als zentrale Kategorie fokussiert, weil es ermögli-che, verdeckte Prozesse der Organisation, Produktion und Reproduktion sowie Segregationsmechanismen zu analysieren (vgl. 119). Der an Rancière orientierte „dreifache Vertrag“ (114) der Kritischen Männlichkeitsforschung umfasse erstens den wissenschaftlichen Vertrag, der das Zusammenwirken von Begehrensstrukturen mit ökonomischer, sozialer und kultureller Reproduktion im Mittelpunkt der Forschung sieht; zweitens den politischen Vertrag, der den Alltag selbst und seine (Re-)Organisation zum Gegenstand macht; drittens den narrativen Vertrag, der Rhythmen der Wiederholung, Beharrungskräfte und Bedingungen für die Wiederkehr des Gleichen fokussiert (vgl. 127f.). Als theoretische Rahmung werden eine Relektüre von Connells Männlichkeitskonzept und Silvia Federicis Begriff des Haushalts vorgeschlagen (vgl. 128). Der Haushalt als gesellschaftliche Organisationsform habe das Potenzial, die Institutionalisierung einer geschlechtlichen Praxis zu beschreiben und die Utopie einer anderen Vergesellschaftung zu bewahren. Der Fokus auf geschlechtliche Reproduktion verstelle hingegen den Blick auf die Vielzahl und Variation von Beziehungsformen (vgl. 137).

Barbara Rendtorffs Text „Wo hat Geschlecht seinen Ort? Im Kopf? Im Leib? Oder stößt es uns von außen zu?“ stellt grundlegende Fragen zur Verfasstheit von Geschlecht. Psychoanalytische Ansätze vermögen nach Rend-

torff Widersprüche und Ambivalenzen des Sexuellen besonders gut zu beschreiben (vgl. 151). Eine historische Annäherung an den Leib am Beispiel antiker und mittelalterlicher Erklärungen von Geschlecht zeigt zuerst, dass Geschlechterdifferenz lange nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand. Der Begriff der sexuellen Differenz und ihrer Verankerung im Körper sei als Folge des veränderten Nachdenkens über Männlichkeit und Weiblichkeit und nicht zuletzt feministischer Einsprüche gegen patriarchale Strukturen entstanden (vgl. 157). Auf der *leiblichen* Ebene dokumentiere Geschlecht die Unüberwindbarkeit der Andersheit der anderen und zugleich die Angewiesenheit auf sie. Geschlecht, so Rendtorff, *ist* selbst Differenz (vgl. 160). Rendtorff entwirft das Verhältnis zwischen Kopf, Sprache und Leib als oszillierendes: Weil Sprache die Bildung von Vorstellungen ermöglicht, erhalte der leibliche Körper zwar seine Bedeutung durch Sprache, diese wiederum bilde aber eine Antwort auf leibliche Verfasstheit und ihre Interpretationen (vgl. 163). Geschlechterdifferenz ergebe sich aus einer strukturalen Lektüre des ödipalen Dreiecks und beschreibe die Gleichzeitigkeit der Zusammengehörigkeit und Verschiedenheit der beiden Positionen Vater und Mutter (178ff.). Die falsche Erzeugung von männlich und weiblich als konkreter und nicht abstrakter Gegensatz wiederum ziele darauf, Vereinfachungen vorzunehmen, Abgrenzungen zu errichten und Komplexitätsreduktion im Dienste hierarchisierbarer Machtverhältnisse vorzunehmen (vgl. 184).

Ein großer Gewinn der Lektüre der hier versammelten Essays liegt darin, dass sie Systematiken und Programmatiken für eine gesellschaftskritische Geschlechterforschung entwickeln. Mit der Konzentration auf *Reproduktion* und auf psychoanalytische und kritisch theoretische Ansätze stellt der Band an vielen Punkten einen Einspruch gegen aktuelle (diskurstheoretisch, de- und sozialkonstruktivistisch informierte) Debatten innerhalb der Gender und Queer Studies dar. Diese waren in den 1990er Jahren angetreten, um die Ausblendung von (Hetero-)Sexualität als gesellschaftliche Institution in der Sozialtheorie (vgl. Warner 1991) und die Heteronormativität der feministischen Theorie aufzudecken (vgl. Butler 2009, 330), aber auch, um eine neue theoretische Sprache zu finden, die Machteffekte von Geschlechter- und Sexualitätsnormen angemessen zu beschreiben vermag (vgl. Laufenberg 2020, 188).

Manche Einsprüche der Autor\*innen sind fruchtbar für aktuelle Weiterentwicklungen der Gender und Queer Studies (und manche sind bereits aufgenommen worden, was ihre Relevanz bestätigt, gleichzeitig aber pauschalisierende Formen der Kritik als unzutreffend ausweist). So ist der Einwand, dass Fragen nach sozialen Normen und Identitäten Ungleichheits- und Segregationsmechanismen verdecken können (Forster), zentral. Allerdings hängt die Bewertung dieses Einwands von konkreten Gegenstandsbereichen (und den damit verknüpften Menschen und Lebenslagen) und von zugrundeliegenden Gesellschaftstheorien und deren Materialismusverständnis ab. Eine queertheoretisch informierte Gesellschaftskritik muss nach Mike Laufenberg zum einen

auf einer veränderten Konzeption des Verhältnisses von Privatheit/Öffentlichkeit aufbauen, die die (*Halb-*)*Öffentlichkeit* von queerer Kultur und Sexualitäten berücksichtigen kann; zum anderen müssten die heteronormativen, rassifizierten und klassistischen Implikationen der bürgerlichen Gesellschaft und Geschlechterordnung (vgl. Laufenberg 2020: 188ff.) infrage gestellt werden.

Wenn man umgekehrt diese Perspektive auf die vier Beiträge einnimmt, wäre zu prüfen, ob mit dem vorgeschlagenen Instrumentarium auch „die ungleichen materiellen Voraussetzungen, über die Institutionen sozialer (Re-)Produktion mit Heterokultur gepaart werden“ (ebd. 190) kritisiert werden können und ob die vorfindlichen Begriffe und Erklärungsmodelle verschiedene Existenzweisen angemessen zu beschreiben vermögen. So nimmt die Untersuchung von Kuster „diversifizierte Verwandtschaftsformen“ in den Blick, allerdings verweist die Sprache stellenweise auf heteronormative Vorannahmen. Die Fokussierung auf Reproduktionstechnologien reifiziert zumindest stellenweise die „heteronormative Identifizierung von Familie mit genetischer Abstammung“ (ebd. 191). Anschlussfähig für feministische *und* queertheoretische Fragestellungen ist die von Edgar Forster vorgeschlagene Analyseperspektive auf den Haushalt als Beziehungsnetz sowie die damit verknüpfte dekoloniale Utopie des *buen vivir*, weil sich damit ein weites und globales Reproduktionsverständnis verbindet, mit dem sich „kollektive Lebensweisen, die „humans und non-humans“ (138) umfassen, untersuchen ließen. Auch Barbara Rendtorffs Theoretisierung von Geschlecht und Sexualität weist viele Anknüpfungspunkte für beide Ansätze auf, weil Sexualität als offen und veränderlich konzipiert ist und der Festlegung auf ein spezifisches geschlechtliches Gegenüber widerspricht. Gleichzeitig ermöglicht sie, Normierungen und Hierarchisierungen sowie subjektive Ausgestaltungen von Sexualität und Geschlechtlichkeit zu betrachten. Die Bedeutung der Psychoanalyse bleibt in einer queertheoretischen Perspektive aufgrund der ihr wiederholt attestierten Heteronormativität und Homophobie (vgl. Eribon 2017) zugleich ein strittiger Punkt.

Bezieht man die zentralen Aussagen der Beiträge aufeinander, eröffnen sie ein eigenwilliges Gespräch untereinander: Liest man etwa Kusters und Specks Untersuchungen durch die „Brille“ von Forster, der empfiehlt, den Fokus nicht allein auf *geschlechtliche Reproduktion* zu richten, stellt sich die Frage nach Leerstellen, etwa in Bezug auf die untersuchten Beziehungsformen und/oder die Rassifizierung und den Klassismus des Gesellschaftsvertrags. Wiederum findet sich in Kusters Beitrag auch eine mögliche Kritik an Rendtorffs Vorschlag, Geschlechterdifferenz und Verwandtschaft mithilfe einer Relektüre des ödipalen Dreiecks zu fassen, denn nach Kuster eignen sich *solche* psychoanalytischen Modelle nicht mehr, um neuartige Verwandtschaftspraxen zu beschreiben.

Genau dieser Widerstreit, die Differenz, die sich in dem Band angelegt findet, macht auch seinen Reiz aus: In der Tat macht er „Lust auf Theorie“ und Theoriebildung, auf kontroversen Dialog und Streit und auf das Reflektieren

eigener Begrenzungen, denn keine Theorie kann alles erklären. Gleichzeitig stellt gerade der hier vorfindliche Fokus auf Reproduktion eine sehr gute Anknüpfungsmöglichkeit für erziehungswissenschaftliche Fragestellungen dar, wenn diese auf eine Reproduktion (und Transformation) von Gesellschaft zielen.

## Literatur

- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt a.M: Suhrkamp.
- Eribon, Didier (2017): Der Psychoanalyse entkommen. Wien/Berlin: Verlag Turia + Kant.
- Laufenberg, Mike (2020): Was ist queer? In: Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Warmuth, Anne-Dorothee (Hrsg.): Geschlechterverwirrungen. Was wir wissen, was wir glauben und was nicht stimmt. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 187–194.
- Warner, Michael (1991): Fear of a Queer Planet. Queer Politics and Social Theory. In: Social Text 29, S. 3–17.